

Zeitschrift: Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins = Revue de l'Association Suisse pour Châteaux et Ruines = Rivista dell'Associazione Svizzera per Castelli e Ruine

Herausgeber: Schweizerischer Burgenverein

Band: 32 (1959)

Heft: 2

Rubrik: Ausgrabungen und Konservierungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ausgrabungen und Konservierungen

Burgruine Alt-Landenberg bei Bauma ZH

Freilegung und Sicherungsarbeiten 1958/59

Unweit Bauma, auf einem Hügel des Bergrückens rechts über der Töß, bezeugten nur das ebene Plateau und geringe Mauerreste den Stammplatz der Stammburg der Edlen von Landenberg, die sich später in die Linien Alt-, Hohen- und Breitenlandenberg gliederten. Als Ministerialen-Geschlecht des Klosters St. Gallen sind sie erstmals 1209 erwähnt; als erster erscheint in den Urkunden «Beringerus de Landinberch»; er ist offenbar identisch mit dem 1177 und 1193 bezeugten «Beringerus de Turbetun» (Turbenthal).

Im Geschlechte derer von Alt-Landenberg sind Vertreter von 4 Generationen erwähnt; mit Rudolf II. und seinem Sohne Pantaleon, die beide 1315 in der Schlacht von Morgarten unter den Hieben der Eidgenossen fielen, ist diese Linie im männlichen Stamme erloschen.

Das Kloster St. Gallen verlied hierauf die Burg den Freiherren von Bürglen, und nach mehrfachem Besitzerwechsel – zwischen 1402 bis 1526 war sie von Vertretern der Seitenlinien der Landenberg bewohnt – kam die Burg 1549 an die Stadt Zürich; zürcherische Lehensträger hielten nun Einzug. Um die Jahrhundertwende zerfiel die Feste mangels Unterhalt und muß daraufhin verlassen worden sein, denn 1651 wurde sie der schönen Tuffsteine wegen als «Steinbruch» für den Bau der Kirche von Bauma benützt. Ganze Arbeit wurde dann bei der Kirchnerweiterung in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts geleistet. Was nicht vom früheren Abbruch her vom Schutt verdeckt war, ließen die Baumeister stellenweise bis auf den anstehenden Mergelboden abtragen.

In jüngster Zeit erwarb Herr J. Wolfensberger in Bauma den Burghügel in der Absicht, die letzten Reste der Ruine freizulegen und für die Nachwelt zu kon-

servieren. Unbekannt waren der ursprüngliche Aufstieg zur Burg, die Lage des Burgtores, der Wohn- und Nebengebäude sowie die Anlage der Wasserversorgung. Einzig eine Bauabrechnung aus der Zeit der Zürcher Vögte erwähnt die Instandstellung eines Ziegeldaches und einer Holzbrücke.

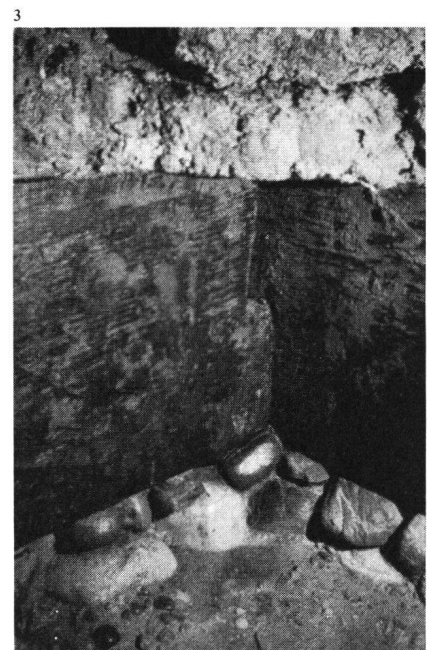
Einige kleinere Geländeschnitte bei den steil abfallenden Plateaurändern führten zur Feststellung der inneren und äußeren Mauerzüge. Um einer archäologischen Untersuchung nicht vorzugreifen, wurde beschlossen, vorerst das Mauerwerk freizulegen, dessen Reste aufzuzeichnen und anschließend das Mauerwerk der teilweise weit in den Abhang hinaus gestellten Wehrmauern wieder auf die Höhe des Burghofes aufzuführen. Es war ein spezielles Anliegen von Herrn Wolfensberger, die Mauerzüge dieser für das Tößtal und das Geschlecht der Landenberg wichtigen Burg in vollem Umfange zu ergänzen. Aus diesem Grunde mußten auch verschiedene gelockerte Mauerteile abgetragen und die Fundamentsohlen auf festeren Grund abgetieft werden. Der ganze Burghof besteht aus einer starken, an der Luft sehr bald abbröckelnden roten Mergelschicht, die zum Teil mit weichen Sandsteinbänken durchsetzt ist; darunter liegen die im ganzen Tößtalgebiet auftretenden, wasserdurchlässigen Nagelfluhfelsen, welche an den Steilhängen überall an das Tageslicht treten.

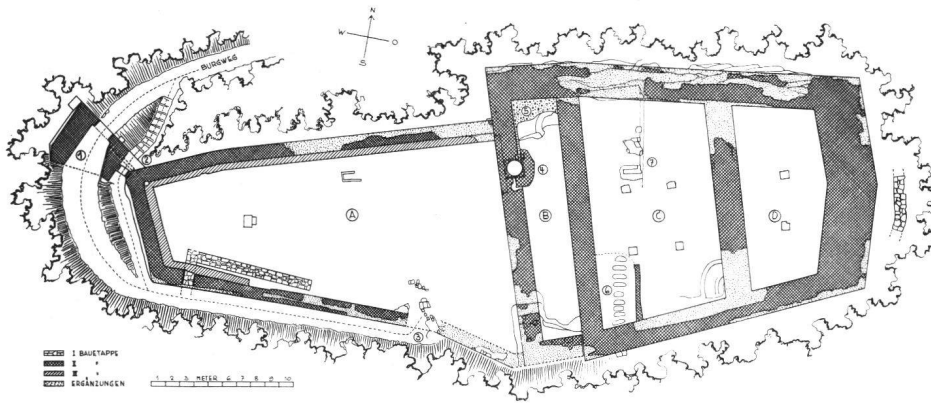
Schon die ersten Grabungen im Raum A, auf der Westseite der Burg, führten zur Feststellung von Mauerwerk aus 3 Bauetappen und der einzigartigen Toranlage. Die während der Sommerferien von Dr. Drack und P. Ziegler durchgeführten Grabungen in den Steilhängen des Burghügels ergaben die wohl künstliche Abtiefung des Halsgrabens bis über 3 Meter unter das heutige Niveau. Die dahinterliegende 3,5 Meter starke Ostmauer der Burg läßt vermuten, daß sich hier die eingangs erwähnte Holzbrücke nicht befunden haben kann. Der ebenfalls bei dieser Forschung unterhalb der Toranlage aufgedeckte Graben muß einer früheren Anlage angehört haben und soll später noch in seiner ganzen Länge ausgehoben werden.

Soweit bei den im November 1958 der kalten Witterung wegen abgebrochenen Grab- und Sicherungs-

Bild 2 Quermauer zwischen Raum B und C
Außen gehauene Tuffsteine
Innen Sandsteinbrocken

Bild 3 Quellfassung im Sodbrunnen aus Eichenbohlen, auf Steinbollen aufliegend, darüber Trockenmauerwerk aus Tuffstein





Burgruine Alt-Landenberg Grundriß

- ① äußeres Burgtor
- ② Nebenpforte ③ inneres Burgtor
- ④ Sodbrunnen
- ⑤ Filtrieranlage ⑥ Treppenstufen im Mergelboden
- ⑦ Mauerreste der 1. Bauetappe

arbeiten festgestellt werden konnte, bestand eine sehr frühe erste Anlage mit etwa 70–80 cm starkem Sandstein-Mauerwerk aus an Ort gebrochenem Stein, wovon mehrere Teile in situ aufgefunden worden und eventuell bei weiteren Grabungen noch zu ergänzen sind. Diese erste Anlage muß einem großen Brande zum Opfer gefallen sein, denn nicht nur im aufgeweichten Mergelboden und den Schuttresten dieser Zeit waren zahlreiche Holzkohlenreste vorhanden, sondern aus angebrannten Sandsteinen wurde auch das Füllmauerwerk der spätern dicken Tuffsteinmauern erstellt. Dieser Anlage kommt mit ihrem für eine Wehrburg schwachen Mauerwerk – es ist zum Teil ohne Mörtel gemauert – mehr der Charakter eines Refugiums zu. Man darf mit Sicherheit annehmen, daß die Landenberger nicht auf einer solch schwachen Burg hausten.

Die freigelegte Burganlage, mit einer Länge von 59 Metern und einer größten Breite von 22 Metern, folgt nur auf der westlichen Hälfte dem Plateaurand, während im östlichen Teil zur Platzgewinnung die Längsmauern in den Abhang hinaus fundiert worden sind. Dieser Teil, der auch die eigentlichen Wohngebäude aufnahm, besaß keinen besonders markierten Bergfried, sondern bildete mit dem starken Mauerwerk ein wehrhaftes Wohngebäude, wie dies zum Beispiel bei der Hasenburg bei Willisau, Kanton Luzern, anlässlich der Ausgrabung von 1958 ebenfalls festgestellt werden konnte.

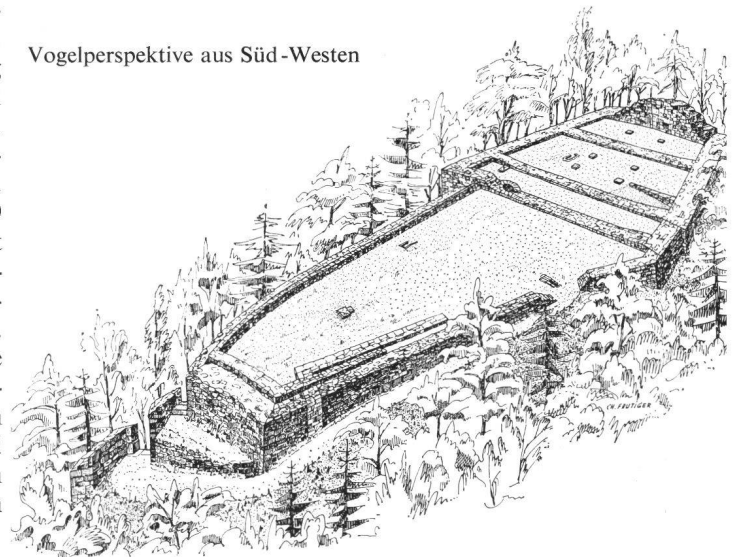
Der schmale Raum B muß auf Grund einer Mauerfuge wenig später angebaut worden sein, da auch in der Quermauer, in welcher sich der Sodbrunnen befindet, zwischen der äußeren Tuffsteinschicht überall Reste von angebrannten Sandsteinen sich vorfinden.

Der wohl nur für Wehrzwecke erstellte Raum muß bereits vor dem Zerfall der Burg abgebrochen worden sein, da sich hier keine Schuttreste zeigten und die Humusdecke direkt auf dem Burgboden aufliegt. Von allen drei 1,5 bis 1,9 Meter starken Quermauern ist die in den Mergelboden eingelassene erste Mauerschicht noch größtenteils erhalten (Bild 2). Ungewiß ist ebenfalls das Alter der äußern, 1 Meter starken Mauer von Raum A und der Toranlage. Zeitlich muß diese, trotz den Mauerfugen und Raum B, mit dem Wohngebäude erstellt worden sein, da nicht angenommen werden kann, daß der westliche Teil des Burggeländes ohne Mauerwerk war. Die innere, nur 50 cm starke Mauer muß später als Verstärkung der erstgenannten errichtet worden sein.

Interessant ist die einzigartige Form der Toranlage, die sich von der Burg weg nach außen erweitert und tief in den Abhang hinunterreicht. Wie beim Schloß Rapperswil besteht sie aus dem Haupttor ① mit

einem anschließenden 3 Meter langen Gewölbegang und einer schmalen Nebenpforte. In Anpassung an das Gelände liegt dieses 2,6 Meter höher als das Haupttor, und die Türeinfassung steht merkwürdigerweise in der Mitte der hier 2,5 Meter dicken Mauer. Bei dieser Pforte ist mit der Türschwelle noch der Gewändestein mit der Aussparung für die Türangel erhalten geblieben. Das Haupttor konnte mit einem 2,4 Meter langen

Vogelperspektive aus Süd-Westen



Holzbalken gesichert werden, dessen Maueraussparung ebenfalls noch intakt ist. Über der ganzen Toranlage muß sich ein Raum befunden haben, der von der Burg aus zugänglich war und von wo die Eingänge bewacht werden konnten. Die sonst übliche Fallbrücke und der Graben fehlen vor dem Tor; vielleicht wurden Brücke und Graben weggelassen in der Annahme, daß die Sicherung des Aufstiegs längs der nördlichen Burgseite genügend sei. Durch die Abdringung des Torbaues nach Osten konnte der Zugang in ähnlicher Weise geschützt werden, wie es bei der Burg Hohenklingen bei Stein am Rhein der Fall ist, wo ebenfalls die Fallbrücke fehlt. Weitere Grabungen werden eventuell auch den Nachweis erbringen, ob der Weg von hier bis zum inneren Burgtor ③ talseits durch eine Mauer gesichert war. Bei diesem inneren Tor liegt ein gehauener Rinnstein noch an der ursprünglichen Stelle, und ein Wasserdurchlaß unter dem Burgtor ist tief in den anstehenden Felsen eingehauen.

Ein erfreulicher Fund war kurz vor Arbeitsabbruch die Entdeckung des Sodbrunnens. Dank den ausgezeichneten Bauinstallationen, die wohl selten in dieser

Bild 4 Gotische Ofenkachel, grün glasiert, eine Anbetung darstellend



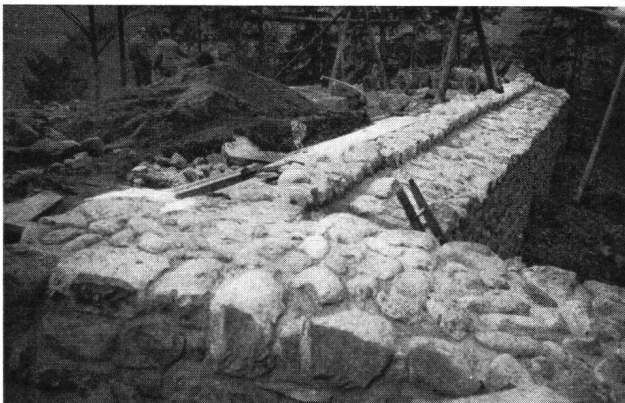
4

Reichhaltigkeit auf Burgplätzen zur Verfügung stehen, war der mit Schutt aufgefüllte runde Schacht in wenigen Tagen bis auf die Wasserfassung in 13 Meter Tiefe ausgehoben. Sein Durchmesser beträgt 105 cm; der Brunnen ist mit einer Trockenmauer aus gehauenen Tuffsteinen sauber ausgemantelt. Die Mauer steht mit ihrem vollen Gewicht auf einer quadratischen Brunnenfassung aus 11 cm dicken Eichenbohlen (Bild 3), die etwa 50 cm hoch und in den Ecken zur besseren Versteifung überplattet sind. Diese Bohlen stehen auf kopf-

5



6



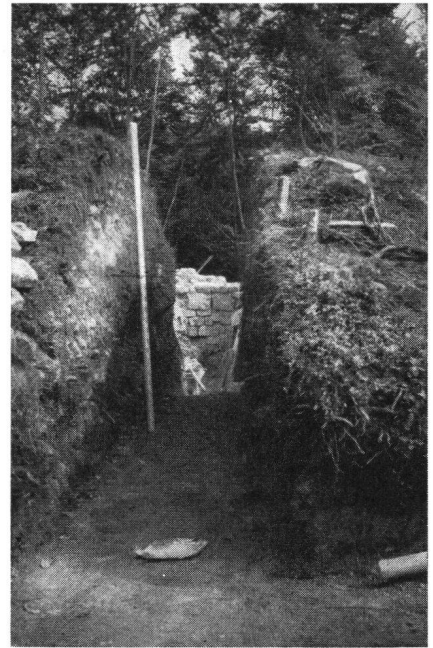
großen Bollensteinen, zwischen welchen das Wasser noch heute ständig hereinrieselt. Das in jedem Brett befindliche Loch von 5×10 cm Größe muß mehr für die Montage der schweren Bretter erstellt worden sein, denn das Wasser konnte auch über der Fassung durch die offenen Mauerfugen eindringen. Bei der letzten Messung (Mitte Januar 1959) betrug der Wasserstand 1,7 Meter. Die einzigartige Lage des Sodbrunnens in der Quermauer muß zusammen mit der nördlich davon gelegenen Filtrieranlage für das Regenwasser ⑤ und dessen Einführung in den Schacht noch näher abgeklärt werden. Im Schacht selbst wurden neben der leider nur in Bruchstücken aufgefundenen, grün glasierten gotischen Ofenkachel (Bild 4), Reste gedrehter Holzschalen und eine schwere 22 cm lange Lanzen Spitze ans Tageslicht gebracht. Interessant ist ein ebenfalls dort gefundener 36 cm langer Holzdübel, in welchen das geschmiedete Eisenbeschläge für den Wasserzug eingelassen und mit Nägeln befestigt war. Ein im Brunnenrand befindlicher gerader Steinfalz zeigt an, daß der Schacht auf Bodenhöhe mit einem Brett abgedeckt werden konnte und die Mauernische nach oben rechteckig ausgeführt und gegen den Raum B offen war.

Über die vielen Kleinfunde, speziell die Ofenkacheln und interessanten Bodenvertiefungen im Raum C (Bild 5) soll später eingehender berichtet werden.

Bild 5 Raum C, abgedeckter Mergelboden mit Mauerresten und Bodenvertiefungen der 1. Bauetappe

Bild 6 Nördliche Wehrmauer mit fertiger Kronenausbildung; im Hintergrund Doppelmauer

Bild 7 Schnitt durch den Schutthügel von Raum C nach Raum D mit Wehrmauer



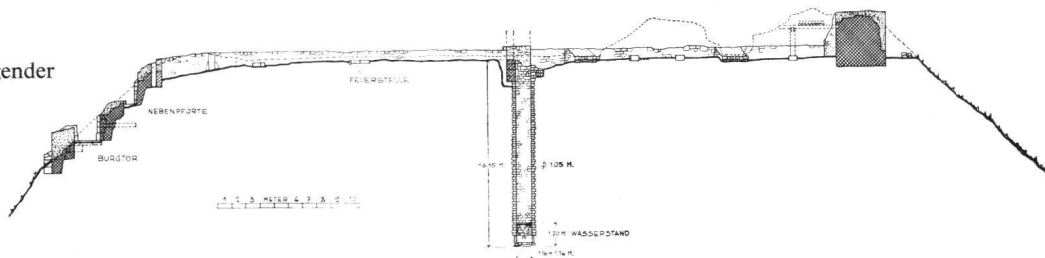
7

Im Raum D wurden zahlreiche größere Reste des ehemaligen Pflasterbodens des 1. Stockes gefunden. Über dem Unterzug, der durch zwei Holzpfosten auf die beiden noch vorhandenen Steinsockel abgestützt war, lagen in größeren Abständen Holzbalken, deren Auflager in der starken Mauer noch erhalten sind. Über diesen Holzbalken reichten sich dicke Bretter oder Hälblinge aneinander. Darauf war eine Schicht von Bollensteinen gelegt. Der als Abschluß aufgezugene Kalkpflasterguß von 8–10 cm Dicke war sauber abgerieben. Diese Ausführung, welche eine gute Isolierung des Kellers bildete, ließ sich ebenfalls in der

fassen und Auswerten der Kleinfunde, der Keramik-, Holz-, Metall-, Glas- und Lederfragmente. Ich habe schon des öfters daran erinnert, daß das Ausgraben einer Burg nicht im Ausräumen von Schutt und im Freilegen von Mauern besteht. Es ist klar, daß aus dem reinen Mauerverlauf, aus der Konstruktion und der Lagerung der Mauerteile baugeschichtlich wesentliche Schlüsse gezogen werden können. Diese Untersuchung allein genügt allerdings bei weitem nicht. In den meisten Fällen verhelfen erst die Schichtverläufe und die Kleinfunde, mit den Mauerzügen in Beziehung gebracht, zu einer vernünftigen Datierung der einzelnen

Längsschnitt

Links Burgtor mit höherliegender Nebenpforte
Mitte Sodbrunnen
Rechts Wohngebäude und Halsgraben



Ruine Kropfenstein bei Waltensburg (Kanton Graubünden) in viel größeren Resten feststellen. Im Raum C war die Decke mit Holzpfosten auf 4 in den Mergelboden eingelassenen Sockelsteinen abgestützt. Hier muß der Boden des ersten Obergeschosses aus gebrannten Ziegelplatten, auf Bretterböden in Pflaster gelegt, bestanden haben. Dieses gut verwendbare Baumaterial ist wohl beim Zerfall der Burg bis auf die wenigen Reste entfernt worden.

Im letzten Bild (6) ist ersichtlich, wie die Krone des neuen, auf das bestehende Fundament aufgesetzten Mauerwerks ausgebildet wird. Die innere Mauer der Doppelmauer von Raum A wurde zur besseren Markierung höhergeführt, ebenso die anschließende Quermauer. Größere Kalksteine bilden an Stelle der weichen Tuffsteine die Mauerkante, und hochgestellte kleinere Steine sind als Füllmaterial, mit Gefälle nach außen, satt ins Pflaster eingesetzt. Wichtig ist bei solchen Arbeiten, daß alles lockere Material entfernt, die Steine allseitig gut gewaschen und vollständig ins Pflaster eingelegt werden. Auf diese Art ausgeführtes Mauerwerk bietet die beste Garantie für Dauerhaftigkeit und paßt sich am besten dem Charakter der Ruinen an.

Bauleiter Chr. Frutiger

Von der Ausgrabung der Burgruine Alt-Regensberg ZH

Die kantonale Baudirektion Zürich hat erhebliche finanzielle Mittel bereitgestellt, um diese Ruine auszugraben und zu konservieren. Mit der Arbeit war der Unterzeichnete in enger Zusammenarbeit mit dem damaligen Kantonsbaumeister Heinrich Peter beauftragt. Die in drei Etappen durchgeführte Ausgrabung ergab wesentlich neue Erkenntnisse für den mittelalterlichen Burgenbau in der Ostschweiz.

Es liegt mir daran, einmal auf einige Dinge hinzuweisen, welche bei einer Burgenausgrabung eine recht bedeutende Rolle spielen. Es handelt sich um das Er-

Bauelemente und somit, in der Gesamtheit betrachtet, zu einer einwandfreien Baugeschichte.

Die Kleinfunde, welche in bedeutender Zahl in Alt-Regensberg zutage gefördert werden konnten, erbringen hierfür mit aller Deutlichkeit den Beweis. Schon anhand der allerersten Sondierschnitte, welche bis in den «gewachsenen» Boden hineingetrieben wurden, durften wir erkennen, daß mehrere Kulturschichten, getrennt durch Schutzzonen, übereinander lagen. Diese Kulturschichten ließen sich, nachdem die Schnittwände vorsichtig geglättet waren, durch ihre wesentlich dunklere Färbung klar erkennen. In den fettigbraunen Schichten drin lagen auch die vielen Funde. Warum dies? Auf den Wohnhorizonten, das heißt auf jenen Niveaus, auf denen sich die Bewohner bewegten, auf denen sie lebten und arbeiteten, bildete sich im Lauf der Jahre eine Humusmasse, welche durch die tägliche Benützung ständig wuchs, ist doch daran zu denken, daß die Burghöfe mindestens im Hochmittelalter, auf alle Fälle in unserer Gegend selten gepflastert waren und daß deshalb in Regenperioden ein unvorstellbarer Schmutz das ganze umfriedete Terrain und auch die Wege überzog. Daß in dieser Schmutzzone allerhand Gebrauchsgegenstände, wie Sporen, Geld, Keramik, Spielzeug usw., verloren gingen und kaum mehr gefunden wurden, leuchtet ein. Auch bei Zerstörungen gingen vielfach Gegenstände unter; sie liegen aber meist nicht in der Kulturschicht, sondern in der darüberliegenden Schutzzone. Vollständigkeitshalber sei noch auf die Sodbrunnen und Zisternen hingewiesen. Sie bergen meist wertvolle Funde, sei es, daß beim Wasserschöpfen Waffen oder Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens in die meist tiefen Schächte hinunterfielen oder daß bei Belagerungen die Sode als Versteck für Kostbarkeiten gewählt wurden, die man später nicht mehr hob.

In der Folge seien einige solcher Funde aufgezeigt und ihre Wichtigkeit für die Datierung nachgewiesen. Weitaus am meisten stößt man bei sorgfältiger Ausgrabung und Erforschung von Burgruinen auf Reste von Gebrauchs- und Ofenkeramik. Die Entwicklungsgeschichte der Ofenkachel ist noch nicht geschrieben,

und es dürfte erst in einigen Jahren möglich sein, eine fundierte, zusammenhängende, geographisch über ein größeres Gebiet sich erstreckende Arbeit zu verfassen. Wir dürfen annehmen, daß in unserer Gegend die Ofenkachel im 12. Jahrhundert entstanden ist. Es handelte sich zuerst um ein röhrenartiges Gebilde, dessen eine Seite geschlossen ist. Es ist bekannt unter dem Namen Röhren- oder Becherkachel. Zwei Fabrikationsarten sind angewandt worden: das Aufziehen auf der Drehscheibe und das Aufwinden von leerer Hand und nachheriges Aufsetzen auf einem Tonboden. Vielfach finden sich auf der Bodenunterseite Stempel in Rad- oder Kreuzform. Ob es sich dabei um Meistermarken oder mystische Zeichen handelt, konnte noch nicht bestimmt werden. Alle diese Kacheln sind ohne jegliche Glasur und besitzen meist gelbbraune oder rötliche Tönung. Sie wurden mit der Öffnung nach außen in die Ofenwand hineingesteckt, um die Oberfläche und damit die Wärmeabgabe zu vergrößern.

Erst gegen 1300 erschien die erste Glasur in gelbgrüner oder braungrüner Farbe. In der gleichen Zeit änderte sich auch die Form der Ofenkachel. Die auf der Scheibe gezogene Röhre blieb zwar bestehen, war aber von nun an gegen innen offen und auf der Außenseite mit einem kuppelförmigen, zugespitzten Abschluß, der meist die Glasur trug, versehen. Entsprechend der Form nennt man diese Kacheln Pilzkacheln. Sie vermochten sich rund ein halbes Jahrhundert zu halten und verschwanden um die Zeit von 1350. Von da an verlor die Ofenkachel ihre einheitliche Gestalt, und es entwickelten sich die runden Schalenkacheln und andererseits die viereckigen, oft mit Tier- und Menschenfiguren reich geschmückten, grün oder braun glasierten Reliefkacheln. Selbstverständlich ist die Trennungslinie nicht so scharf zu ziehen, denn zu allen Zeiten ergaben sich Überlappungen; Viereckkacheln sind schon aus dem beginnenden 14. Jahrhundert bekannt, während Pilzkacheln noch bis ins 15. Jahrhundert hinein vereinzelt vorkamen. Vergleiche von Funden verschiedener Burgenausgrabungen haben ergeben, daß ein und dieselbe Kachelform mit dem gleichen Schmuck sowohl im Gebiet von Zürich als auch im Thurgau und im Sarganser Land sich feststellen ließ. Daraus können wir entnehmen, es habe mit den Ofenkacheln ein schwungvoller Handel stattgefunden, oder, was auch denkbar ist, die Hafnergesellen haben auf ihren Wanderungen Vorlagen oder sogar Model, die sie vielleicht selbst entworfen, mitgenommen. – Dieser ganze Fragenkomplex dürfte eine Klärung erfahren, wenn die Aufarbeitung der mittelalterlichen Keramikbestände im Schweizerischen Landesmuseum abgeschlossen und zu Studienzwecken zugänglich sein wird.

Neben der Ofenkeramik weckt auch die Gebrauchskeramik das Interesse jedes Burgenspezialisten, der sich nicht nur mit schriftlichen Quellen, sondern ebenso mit archäologischer Forschung befaßt. Wie die Bewaffnung war auch das Geschirr einer steten, sichtbaren Entwicklung unterworfen. Wenn auch das Material dasselbe blieb, so zeigte sich doch in den verschiedenen Jahrhunderten ein überaus großer Formenreichtum. Ich bin mir bewußt, daß zwischen den einzelnen Formtypen keine scharfen zeitlichen Grenzen festzulegen sind, daß vielmehr starke Überschneidungen stattgefunden haben müssen. Und dennoch ist eine so große Wandlung feststellbar, daß genauere Datierungen vorgenommen werden können. Vor allem darf man sich auf das erstmalige Erscheinen neuer

Formen besonders verlassen. Die Differenzierungen sind in zwei Richtungen besonders aufschlußreich und deutlich. Die stärkste Änderung erfuhr der Gefäßrand; daneben lassen sich aber auch an der Außenseite der Wandung klare Nuancierungen im Dekor festhalten.

In Regensberg gelang es, in fast lückenloser Reihe die Gebrauchskeramik vom 11. bis zum 15. Jahrhundert zu bergen.

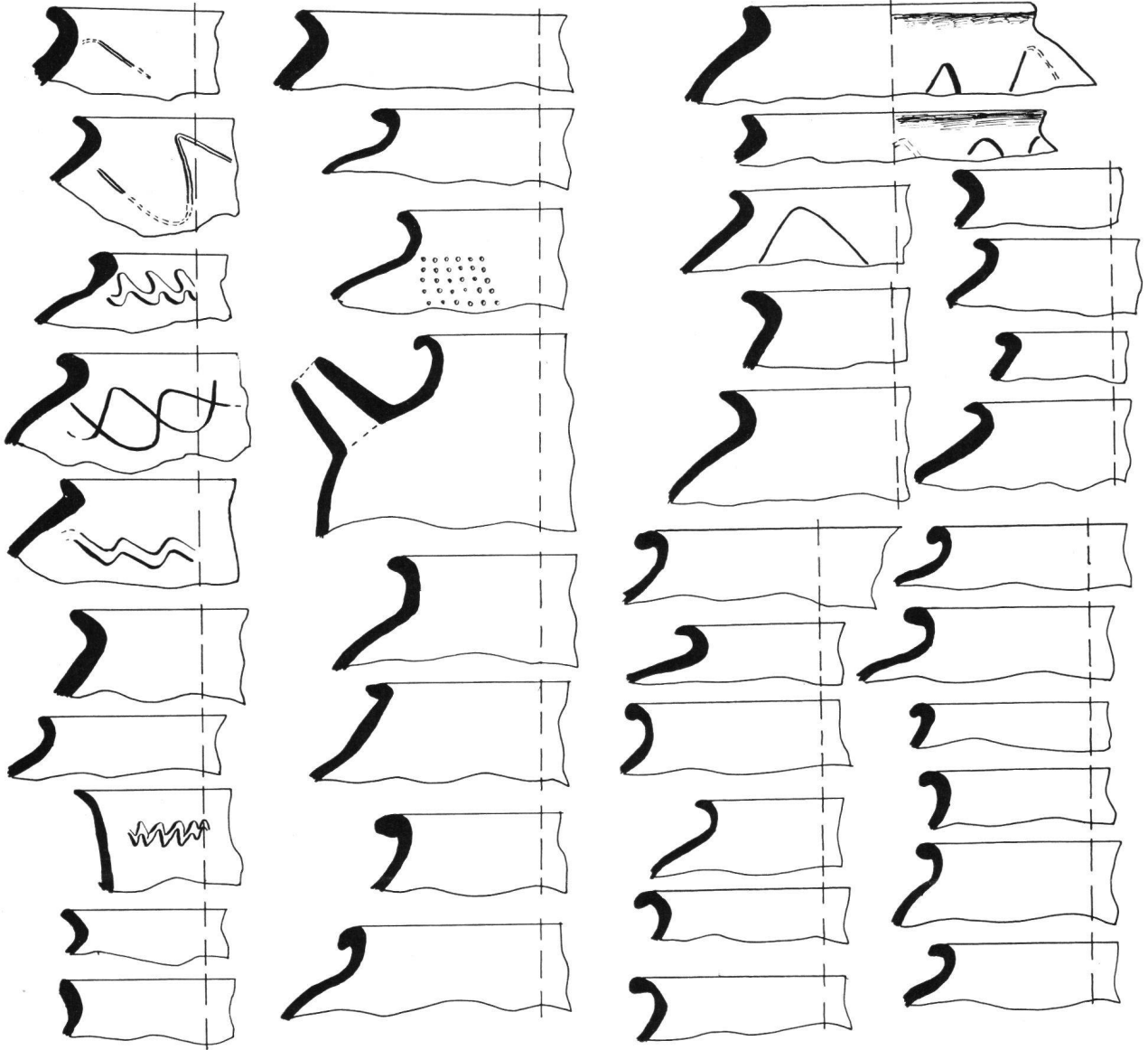
Die frühesten gehobenen Töpfe besaßen keinen richtigen Hals. Unterhalb des Randes war das Gefäß lediglich stark eingeschnürt, und der kurze, dickwandige Rand stieg schräg nach außen auf. Die Leibung besaß kugelige Form. Als Ziermotiv herrschte die unregelmäßige, mit einem Stab eingeritzte, ziemlich niedrige Wellenlinie vor. Die Farbe des Tones war allgemein dunkelbraun bis stahlgrau.

Das 12. Jahrhundert brachte bereits einen niederen Hals, wobei sich der Rand leicht nach außen abwärts umbog. Auch die Leibung begann ihre Form langsam zu ändern, indem die kugelige Gestalt einer etwas langgezogeneren Platz machte. Das Wellenmotiv blieb, wurde aber eleganter und der Leibung entsprechend höher.

Gebrauchskeramik aus dem 13. Jahrhundert ist uns seit Jahren von mehreren Fundorten in größerer Zahl bekannt, und die Grabung auf Alt-Regensberg bestätigte hier lediglich Bekanntes. Die Hälse wurden stärker ausgebildet, die Ränder erhielten eine klare Rundung nach unten. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erschienen die ersten Anklänge an gotische Formen. Die Gefäßränder wurden an der Oberkante scharf geknickt und dann vom Hals nach außen abwärts gezogen; das ergab die Lippenform, welche sich während der ganzen Gotik in Variationen erhielt.

Relativ selten sind bei Burgausgrabungen Münzfunde. Aber auch auf diesem Gebiet hatten wir bei unsern Untersuchungen auf Alt-Regensberg Glück. Schon bei der ersten Etappe stieß ein Arbeiter kurz vor Arbeitsschluß auf etwa 20 kleine Münzen. Sie waren stark zusammengeklebt und von einer grünlichen, schlechten Patina überzogen. Durch sorgfältige Reinigung des Fundes im Atelier des schweizerischen Landesmuseums durch meinen technischen Assistenten G. Evers konnten sämtliche Stücke bewahrt werden. Es handelt sich um Silbergeldstücke – allerdings in schlechter Legierung und hauchdünn ausgeprägt –, welche um 1070 in Zürich geschlagen wurden. Sie zeigen auf der einen Seite die stilisierte Fraumünsterkirche, indem die Äbtissin in jener Zeit noch Münzherrin von Zürich war.

Ganz besonders aufschlußreich können auch Sporen sein. Bei unserer Grabung hoben wir ihrer über ein halbes Dutzend aus verschiedenen Epochen. Bei der groben zeitlichen Einordnung darf man berücksichtigen, daß erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Mitteleuropa das Spornrad erschien. Vorher war nur ein Stachel ausgebildet, welcher im 11. Jahrhundert aufwärts, vom Beginn des 12. Jahrhunderts an abwärts gerichtet war. Die Spornarme selbst besaßen lange Zeit gerade Form; die Durchbiegung gelangte erst im 12. Jahrhundert zur Anwendung. – Mit der neueren, elektrolytischen Reinigungsmethode konnte man eindeutig feststellen, daß die meisten Eisensporen verzinkt waren. Zinn sollte wohl das Eisen, welches durch den Pferdeschweiß sehr rostgefährdet war, schützen. Als Dekor waren Kerbschnitt und Wulstform namentlich am Stachel- oder Radträger besonders



Oben: Topffragmente 11. bis frühes 14. Jahrhundert, unglasiert
 Unten rechts: Schalen 13./14. Jahrhundert, unglasiert

Unten links: Topffragmente 14./15. Jahrhundert, glasiert

beliebt. Waren die Sporen in Buntmetall fabriziert, so lassen sich fast immer noch Spuren ehemaliger Vergoldung finden.

Noch ein Wort zu den Waffenfunden. Sie waren in Alt-Regensberg nicht zahlreich. Dennoch mag ein einzelnes Stück besonders erwähnt werden. Es handelt sich um einen Schweizerdegen aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Der Ausdruck ist zeitgenössisch und findet sich in den schriftlichen Dokumenten. Charakteristisch sind die gegeneinander gebogenen Parier- und Knaufbalken. Leider fehlt das Griffholz, aber anhand der Nieten ist die Form ohne weiteres zu rekonstruieren. Typisch ist auch die halblange, gleichmäßig spitz zulaufende Klinge, welche die Waffe vorwiegend für den Stich verwenden ließ. Die schweizerischen Bilderchroniken geben uns den Hinweis, daß nur die Eidgenossen solche Waffen führten, und zwar in einer Zeit, als man anderswo durchwegs schwere zweischneidige, vorwiegend für den Schlag berechnete Schwerter verwendete.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie wertvoll für die Datierung einer Anlage solche Kleinfunde sind. Aber auch in bezug auf die Lebenshaltung der ehemaligen Burgbewohner vermögen sie manchen willkommenen Aufschluß zu geben. *H. S.*

Neues vom Stockalperschloß

Mit der glänzend gelungenen Restaurierung des Hofes in letzter Zeit ist die Instandstellung dieses großartigen Baudenkmals nicht abgeschlossen. Noch gilt es, den gewaltigen Haupttrakt zu restaurieren und den großen Garten instandzustellen. Dieses Werk ist auf 1,7 Millionen Franken veranschlagt. Der hiezu notwendige Finanzplan sieht folgendes vor: Der Bund leistet an die Gesamtkosten einen Beitrag von Fr. 700 000.-. Die Arbeiten sollen bereits im Frühjahr aufgenommen werden und rund ein Jahr dauern. Die Stiftung für das Stockalperschloß verfügt noch über Fr. 200 000.-. Sie hofft mit einer neuen Sammlung, welche bereits läuft, nochmals den gleichen Betrag einzubringen. Für die restlichen Fr. 600 000.- ist die Walliser Kantonalbank bereit, ein Darlehen zum Vorzugszins von 3% zu gewähren. Für die Verzinsung und Abzahlung dieses Darlehens ist folgendes geplant: Brig zahlt für den Unterhalt der ganzen Liegenschaft einen jährlichen Betrag von Fr. 35 000.-. Durch Einnahmen von Mieten und Eintrittsgebühren und durch Fr. 10 000.-, welche jährlich aus einem Fonds stammen, wird jedoch dieser Gesamtbetrag beträchtlich herabgesetzt. Obwohl die Gemeinde Brig Eigentümerin des Schlosses ist, überläßt sie der Stiftung bis zur Tilgung der Bauschuld die Nutznießung.

Entscheidend und erfreulich ist aber die Tatsache, daß das Schloß nicht tote Baumasse bleiben, sondern neue Zweckbestimmung erfahren soll. So stellt die Gemeinde der Stiftung je ein Stockwerk für die Unterbringung der Gemeindeverwaltung, des Instruktionsgerichtes und des Grundbuches zur Verfügung. Daneben sind außer einem Bürgerzimmer Theater- und Vereinszimmer vorgesehen und eventuell Theater- oder Konzertsaal. Der Rittersaal wird als Ausstellungssaal hergerichtet.

Literaturecke

E. Chirol: Nouvelles recherches sur un plan de château de la fin du Moyen Age. Projet pour le château de Gaillon, *Bulletin monumental*, CXVI, 1958 – 3, p. 185, Orléans 1958.

W. Emmerich: Landesburgen in ottonischer Zeit, *Archiv für Geschichte von Oberfranken* XXXVII, 3, S. 50, Bayreuth 1957.

H. Erb: Burgenliteratur und Burgenforschung, *Schweizer Zeitschrift für Geschichte*, Zürich 1958, Heft 4, S. 488.

Eine ausgezeichnete Zusammenstellung über die Resultate schweizerischer Burgenforschung der letzten 70 Jahre mit folgender Gliederung: Volkstümliche Literatur – Wissenschaftliche Literatur – Erforschung schriftlicher Quellen – Untersuchung am aufgehenden Mauerwerk – Stadtgeschichtliche Werke – Archäologische Forschung.

A. Lézine: Deux ribât du Sahel Tunisie, *Revue internationale d'histoire militaire* 1956, No 18, p. 279, Paris 1956.

A. Moser: Liebefels bei Krauchthal. Ein Beitrag zur Burgenkunde des Amtes Burgdorf, *Burgdorfer Jahrbuch* 1959, Seite 135ff.

F. Murer: Das Ritter-Stalder-Haus (Ruine Isenringen bei Beckenried), *Beiträge zur Geschichte Nidwaldens*, Heft 25, 1958, S. 68ff.

A. Oberholzer: Schloß Wittenwil und die Familie von Wittenwil, *Wiler Bote*, Wil, 28. November 1958.

Vereinsnachrichten

Ein Aufruf an die Auslandschweizer

Durch die Initiative unseres langjährigen Vorstandsmitgliedes, Herrn Max Ramstein, hat sich ein Komitee gebildet, welches versucht, auch unsere im Ausland, vornehmlich in den USA lebenden Landsleute für unsere Vereinigung zu gewinnen. Mit einem sehr instruktiven Zirkular sollen die Amerikaschweizer auf den weitgespannten Aufgabenkreis des Schweizerischen Burgenvereins aufmerksam gemacht werden. Wir möchten dadurch den Kontakt der Schweizer in der Fremde mit der Heimat zu festigen versuchen und hoffen gleichzeitig, daß auf diese Weise durch Gewinnung weiterer Mitglieder eine materielle Unterstützung unserer Bestrebungen erreicht werde.

Die ganze Aktion, welche vom Schweizerischen Burgenverein in Zusammenarbeit mit den Burgenfreunden beider Basel in die Wege geleitet wurde, findet auch die volle Unterstützung folgender Herren:

Dr. Eugen Dietschi, Nationalrat; Dr. Peter Dürrenmatt, Redaktor; Prof. Dr. Ad. Gasser; Dr. Heinrich Gautschi, Journalist; Prof. Dr. A. Lätt; Dr. A. Schaller, Nationalrat; Max Wullschleger, Regierungsrat.

Wir wären Ihnen, sehr verehrte Mitglieder, zu großem Dank verpflichtet, wenn Sie zu Händen der Geschäftsstelle, Zürich 6, Letzistraße 45, Namen und Adressen von in Amerika ansässigen Schweizern mitteilen könnten. *Finanz- und Propaganda-Komitee*